

Volks-Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
1703 für Anhalt und Thüringen 1928

Verlagspreis: monatlich 3 M...
Halle-Saale
Donnerstag, 9. August 1928

Halle-Saale
Donnerstag, 9. August 1928

Anzeigenpreis: für die erste Seite...
Schlesische Berlin: Bernburger Str. 30

Der Bauernführer Raditsch tot

Den am 20. Juni erlittenen Verletzungen erlegen

Die kroatische Opposition verliert ihre Oberhaupt - Schwere Unruhen zu befürchten

Agram, 9. August.
Stefan Raditsch ist Mittwochabend 8.55 Uhr gestorben.

Er wurde als Sohn bäuerlicher Eltern am 11. Juli 1871 in den Dorfe Probarje bei Zlatar in Kroatien geboren. Er studierte in Moskau, Prag und Paris. Stefan Raditsch vertrat in seiner Heimat die allsorbische Nation und sprach selbst alle slavischen Sprachen. Seine politische Tätigkeit brachte ihm mehrfach Gefängnisstrafen ein. Ende 1904 gründete Stefan Raditsch mit seinem Bruder die kroatische Bauernpartei. Stefan Raditsch galt als der Bestrengte aller treuen Anhänger der Döbberger und übertrug sogar die Parteiführung ins kroatische. Nach dem Aufstiege des kroatischen Volksbewusstseins. In der Frage der Staatsbildung trat er in heftige Opposition gegen die kroatische Regierung. Im Jahre 1920 erhielt seine Partei für die Konstituante 50 Sitze. Die Abgeordneten blieben aber den Parlamenten fern. Im Jahre 1923 ergriffen sich die Kroaten gegen die kroatische Regierung. Im Jahre 1923 ergriffen sich die Kroaten gegen die kroatische Regierung. Im Jahre 1923 ergriffen sich die Kroaten gegen die kroatische Regierung.

Erleben und seine leidenschaftlichen Ausfälle führten schließlich die blutigen Ereignisse vom 20. Juni und seine eigene schwere Verletzung herbei, an deren Folgen er nun gestorben ist.

Was das Ableben von Stefan Raditsch für Folgen nach sich ziehen wird, läßt sich zur Stunde schwer sagen. Jeden Augenblick kann der verhängnisvolle Junist das Subversiv in die Luft gehen lassen. Es ist unglücklich, mit welchen Worten dieser Kampf zwischen Kroaten und Serben geführt wird. Der vor wenigen Tagen ermordete kroatische Reichsleiter hatte in seiner politischen Zeitschrift seine Verurteilung für die kroatische Opposition nicht ermordeter kroatischer Führer gemacht und ganz offen dazu aufgerufen, kroatische Unterjochungsstrafen schnell wieder aufzugeben und alle die zuzujubeln, die kroatisch zu erscheinen versagt. Zusammen - auch solche Worte fallen noch nicht, aber der Mann, der sie a sprach, erlag vor wenigen Tagen der Kräfte eines Mörderes. Jugoslawien ist nicht mehr weit entfernt von einem wichtigen System politischer Mordtaten. Je mehr Blut aber von der Verfolger über den kroatischen Partei, von den Kroaten oder von den Kroaten auf ungeliebte Ziele bezogen wird, desto tiefer wird die Kluft zwischen den beiden Völkern, desto weniger kann eine neue Vereinigung über diesen Abgrund geschiagen werden. Es ist bald so weit, daß auf dem Balkan wieder die Kanonen sprechen, denn dann reicht der Revolver nicht mehr aus.

Als im Parlament von Belgrad am 20. Juni jene Schüsse fielen, die die kroatischen Abgeordneten Stefan Raditsch und Besantitsch töteten und den Führer der kroatischen Bauernschaft, den ungeliebten König kroatischen, Stefan Raditsch, schwer verwundeten, waren diese Schüsse das Zeichen zum Ausbruch des schon lang erwarteten Sturmes. Straßenpflaster tobten in den Straßen Agrams.

Was einmal tot Ruhe ein, der Kampf wurde im Parlament ausgetragen. Die Regierung mußte zurücktreten. Nach langer Strafe wurde endlich das neue Kabinett Korošec gebildet; ein Slowene wurde Ministerpräsident. Aber selbst diese scheinbare Konzeption hat nichts, der in allen Sätzen gerade Korošec wird von seinen Anhängern mit Hoch und Heul begrüßt und überaus begeistert.

Stefan Raditsch ist jetzt seinen schweren Wunden erliegen und durch seinen Tod steht Jugoslawien vor der schwersten inneren Krise. Es geht um den Bestand dieses Staates. Auch Jugoslawien ist ein Produkt jener „Grenzverträge“, durch die die Welt nicht zur Ruhe kommen kann. Die Grenzfragen der Entente haben auch hier Volksstimmen aus fremden Staaten „erlösen“ zugeteilt. Auch hier erweist sich die Rechnung als grundfalsch. Kroaten und Slowenen wollen von ihren Geschicks „Brüdern“ nichts wissen! (Weitere Nachrichten auf Seite 2)

Mandatsherrschaft mit Fliegerbomben

Von Ludwig Hallinger-London.

Angeklagt ist der Graf ein selbständiger Staat, und das englische Mandat soll sich auf beratende Unterstützung der heimischen Regierung und auf deren Vertretung beim Ausland gegenüber beschränken. In Wirklichkeit aber hat England, wie alle Welt mit Ausnahme der Serben im Völkerbundsgebäude in Genf weiß, den Graf zu seinem Vassallenstaat, zu einer Art Kolonie gemacht.

Offiziell obliegt die Steuereintreibung in Mesopotamien den einheimischen Behörden, und die Engländer haben keinen Anteil an den Steuereinnahmen zu beanspruchen. Nun hat aber die Mandatsmacht in angeblich uneigennützig Weise dem Lande und den einzelnen Provinzen Anleihen gewährt und sich dafür das Recht vorbehalten, dieses Gut haben im Notfall aus den Steuern zu decken. Kirchenged oder ist das Steuergebühren so unbedeutend wie bei dem französischen Mandat, so obnehin vom Zusammenstoß der verschiedenen meist untereinander feindlichen Stämme nicht viel wissen wollen. Jeder Stamm bildet einen kleinen Staat für sich, der von seinen Angehörigen keine Abgaben zu fordern braucht, aber außer dem Stammesoberhaupt keine Beamten und keinen Staatshaushalt kennt. Da ist es ganz begründlich, daß die Arbeiter nicht gern Steuern bezahlen, die sie erst durch außerordentliche Arbeitsleistungen verdienen müssen.

Aus diesem Grunde befinden sich die meisten Arbeiter in den europäischen Mandatsgebieten in edel britischer Weise eingegriffen und eine neue Art von Steuerentnahmen geschaffen, den Bombenflugzeugen. Das der Stammesälteste nicht zum vorgeschriebenen Zeitpunkt die verlangten Steuern abgeliefert, so erhält er von der im Graf stationierten englischen Fliegertruppe eine Mahnung; hilft auch diese nicht, so wird der Edelst nicht ahnungswarnung. Hilft er sich auch dann nicht beranlagt, der Steuerforderung zu entsprechen, so erheischt eines Tages über seinem Dorf ein englisches Bombenflugzeug und zerstört in Haus in Grund und Boden.

Die Engländer behaupten, dieses Radikalmittel wäre die einzige Möglichkeit, um die halbtägigen Arbeiter zu machen. Ein Dorf, das einmal mit Bomben bedrängt worden ist, arbeitet lieber, um die Steuern aufzubringen, als daß es sich nachher auflösen müßte, das Haus des Stammesältesten wieder aufzubauen. Da diese Behauptung zu Recht besteht, muß stark begehrt werden, denn sonst könnte es nicht so häufig eintreten, daß ein Dorf im Verlauf des Jahres drei- oder viermal mit Bomben beworfen wird. Werden auch die Dorfbesitzer durch das Erscheinen des Fliegers vorher gewarnt, so daß sie sich zum größten Teil in Sicherheit bringen können, so verläßt doch nicht jede dieser allen Menschenrechten widerprechenden „Steuereintreibungen“ ohne Todesopfer.

So ist es kein Wunder, daß die englischen Flieger im Graf den Arbeitern verhaßt sind als der schlimmste Feind. Wird ein Engländer zur Notlandung gezwungen und von einem indigenen Volk gefangen genommen, so hilft für ihn eintritt, so ist kein Schicksal fast immer besiegelt. Vor nicht langer Zeit mußte ein Fliegeroffizier mit seinem Mesdantier

Großherzog Friedrich von Baden
Der selbst von seinen Gegnern geachtete Fürst im Alter von 71 Jahren entschlafen

(Telegraphische Meldung.)
Karlsruhe, 9. August.

Donnerstag früh 3.15 Uhr ist der ehemalige Großherzog Friedrich von Baden in Badenweiler, wo er sich zur Kur aufhielt, im Alter von 71 Jahren gestorben.

Friedrich II., der frühere Großherzog von Baden, wurde am 9. Juli 1857 in Karlsruhe als Sohn des Großherzogs Friedrich I. und dessen 1823 gestorbenen Gemahlin, der Großherzogin Julie, einer Tochter Kaiser Wilhelms I., geboren.

Er habilitierte in Heidelberg und Freiburg, machte sich aber dann der militärischen Laufbahn zu, der er sich mit besonderem Eifer widmete. Im Jahre 1889 wurde er Oberst und Kommandeur des badischen Infanterie-Regiments Nr. 118 in Freiburg. Als Generalmajor führte er 1891-93 die 4. Garde-Infanterie-Brigade im Berlin und von 1898-99 als Generalleutnant die 29. Division in Freiburg. Während wurde er Kommandierender General des 8. Armee-Korps in Coblenz. Als später sein Wunsch, an die Spitze des in Baden stehenden 14. Armee-Korps gestellt zu werden, von

Kaiser Wilhelm II. nicht erfüllt wurde, zog er sich 1902 aus dem aktiven Dienst zurück.

Am 28. September 1907, nach dem Tod seines Vaters, bestieg er als Großherzog Friedrich II. den Thron. Gleichzeitig wurde er auch in dessen Nachfolge zum Generalinspektor der 6. Armeeinspektion ernannt. Jedoch übernahm er später, wie alle regierenden Fürsten, im Kriege keine Oberbefehl.

Als Regent bemühte er sich, schnell um das Wohl seines Landes zu sorgen. Er übernahm am Tage der Absetzung übernahm nach er, wie in fast allen späteren Beurteilungen, stets Bezug auf das Vorbild seines Vaters, doch konnte er sich dessen übertragene Stellung nicht verschaffen. Seinen Auffassungen nach war er vorwiegend Soldat, entsprechend seiner langen Dienstzeit. Die Führung größerer staatlicher Aufgaben wurde während seiner Regierungszeit nicht erforderlich. Soweit er zu einzelnen Fragen der laufenden inneren Politik seines Landes Stellung zu nehmen hatte, tat er dies im Sinne eines mehr oder weniger gerieteten Rannes. Insbesondere war er kein Freund der sogenannten „Wohlfühlpolitik“, die seit 1909 in Baden im Gange war, d. h. eines parlamentarischen und wohlwolligen Zusammenarbeitens der bürgerlich-liberalen Parteien, einschließlich der national-liberalen Partei mit der Sozialdemokratie. Jedoch hat er seine Mißbilligung nie-













# Sindenburgs Sommerfrische



Reichspräsident von Sindenburg wird, wie alljährlich, seinen am 15. August beginnenden Urlaub in Solth Dietmarschell in Bayern verbringen.

## Einer, der durchaus ins Zuchthaus wollte

Das kuriose Erlebnis eines amerikanischen Millionärsohns

London, 10. August.

Obwohl Amerika seit jeher als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gilt, dürfte das nachfolgende Geschehen, dessen Held der zehnjährige Sohn eines reichen Kaufmanns ist, immerhin als ein seltsames Kuriosum erscheinen. Das Zuchthaus aus ihrem Gefängnis auszubrechen suchen, ist eine alltägliche Begebenheit, doch jemand jedoch in das Zuchthaus einzudringen möchte, um dort Straftug zu werden, dürfte sich wohl viel seltener ereignen. Nun hat Harry Taylor den Gipfelpunkt seines Vergehens eben darin erblickt, im jeden Preis Zuchthaussträfling zu werden. Ob es sich dabei um den Einfluß der Kriminalfilme oder um eine bizarre Wette gehandelt haben mag, geht nicht mit zu den bunten Geheimnissen der Wüste. Taylor hatte sich jedenfalls vorgenommen, das Leben der Straftug zu erleben, um es sich in amerikanischen Zuchthäusern abzuholen, aus unmittelbarer Nähe kennenzulernen. Da ihm offenbar keine gute Erziehung und die damit verbundenen Hemmungen daran gehindert hatten, den gewöhnlichen Weg in das Zuchthaus zu einschlagen, schloß er sich nachts unbemerkt in das Gebäude ein. Eine Straftug, mit der er sich verlor, ermächtigte ihn, das Depot zu gelangen, wo die Straftugsinformation verwahrt werden. Am Fuße des Gebäudes befand sich ein regelmäßiger Zuchthaussträfling.

Den restlichen Teil der Nacht verbrachte er im Depot, und in aller Frühe, als die Straftug unter der Aufsicht der Zuchthauswärter in Hof ihren täglichen Spaziergang absolvierten, gelang es ihm, sich ihnen unbemerkt anzuschließen. Diese glaubten, es handle sich um einen neuen „Kollegen“ und kümmerten sich nicht um die Angelegenheit. Um so mehr die Wächter, die doch die Aufgabe hatten, nach vollständigem Spaziergang die Straftug abzugeben und festzuhalten, ob niemand fehlt. Die Überwachung der Zuchthäuser war nicht gering, als sich herausstellte, daß die Zahl der Straftug um einen gewachsen sei. Das Gegenstück dürfte die braven Aufseher bereits oft konstatiert haben. Es wurde sofort eine Untersuchung eingeleitet, in deren Verlauf einer der Straftug, eben der, der in der Reihe neben Taylor

gestanden hatte, die Situation richtig erfasst haben dürfte und vorschlug, er habe einen Zug machen wollen und sich unter die Straftug gestellt. Den Aufsichtsbahnen kam die Sache plausibel vor, und da sie eine Menge festhalten, ließen sie den Mann laufen. Dieser Straftug, der so billig nun zu der hochverehrten Freiheit gelangt war, hätte noch zwölf Jahre wegen eines Mordes an einem Postbeamten abzuliegen gehabt.

Wierundzwanzig Stunden später kam die Sache ans Tageslicht, der flüchtige Mörder konnte bald verhaftet werden, und Harry Taylor hatte sich zunächst vor dem Direktor des Zuchthaus zu verantworten. Seine Erklärung, er habe sich in die Straftug eingeschlichen, um das Leben im Zuchthaus aus eigener Erfahrung kennenzulernen, schien bei dem humorvollen Direktor das notwendige Verständnis gefunden zu haben; dieser füllte das Urteil, der Mann habe zehn Tage in der Straftugstrafe der Anstalt zu erleiden, um das Verbrechen, sich in die Straftug eingeschlichen zu haben, zu büßen. Taylor war nun glücklich. Er durfte als Straftugsträfling unter den Zuchthäusern sich nützlich machen. Die Straftug befreunden sich, soweit es ging, mit ihrem flüchtigen Kollegen und gaben ihm verschiedene Episoden aus ihrer Karibahn zum Besten. Die richtige Neugierde, mit der Taylor diese Geschichten vernahm, sollte ihm zum Verhängnis werden. Denn eines Tages richtete nämlich ein Einbrecher von herkulischer Gestalt die Frage an ihn, wem er für den wichtigsten Stellen unter den Straftug halte. Taylor dachte einige Minuten nach, denn fiel seine Wahl auf einen Vorgesetzten, der seine Geliebte bei einem Streit niedergeschlagen und dann seinen Lebensunterhalt als Eisenbahnarbeiter verdient hat. Bei Taylors Entscheidung dürfte auch die Angst vor den Häuten des Vorgesetzten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben. Man erregte das von ihm gehobene Lob den Vorgesetzten des Einbrechers, er fiel über Harry Taylor her, es entstand eine Meuterei, in deren Verlauf der freimütige Kollege übel zugerichtet wurde. Er mußte sofort an das Delinquentenspital abgegeben werden.

Seitler hat Taylor keine Sehnsucht mehr, das Leben der Zuchthäuser aus eigener Erfahrung kennenzulernen.

## Professor Dr. Lauscher



von der Universität Bonn, Mitglied des Preussischen Landtages, ist zum päpstlichen Gesandten ernannt worden.

## Bestechungskandal in Lemberg

(Telegraphische Meldung.)

Warschau, 9. August.

In Lemberg wurde der Leiter des dortigen Militär-Krankenhauses, Urbanowicz, verhaftet, weil er gegen hohe Bestechungssummen ärztliche Zeugnisse zur Verfertigung von Militärdiplomen ausgestellt hatte. Durch die Angelegenheit sind hochgehende Prozesse bevorstehend. Eine umfassende Untersuchung ist im Gange. Man rechnet mit weiteren Verhaftungen.

## Drei Personen ertranken

(Telegraphische Meldung.)

Hamburg, 9. August.

Am Mittwoch ereignete sich auf dem Main ein furchtbares Bootunglück, dem drei Menschenleben zum Opfer fielen. Zwei Leipziger Studenten, die sich auf einer Pabelbootsfahrt befanden, gerieten in einen Strudel und gingen sofort unter. Der Schiffer Christmayer eilte den Geretteten zu Hilfe und konnte sie noch lebend in einen inzwischen herbeigekommenen Kahn bringen. Als man nun vom Ufer aus versuchte, den Kahn mit einem Seil zu heben, kippte der Kahn um und die beiden Studenten samt ihrem Retter ertranken.

## Blitzschlag in eine Alpenjägergruppe

(Telegraphische Meldung.)

Trient, 8. August.

Während eines heftigen Sturms im Gissacktal schickte sich eine Gruppe von Alpenjägern, die sich im Wälder befand, unter einen vorhängigen Felsen, um sich vor dem Regen zu schützen. Der Blitzschlag in die Gruppe ein, tötete einen Soldaten und verletzten zehn andere.

## Orkan an der Florida-Küste

Auch Palm Beach in Mitteldeutschland gezogen.

(Telegraphische Meldung.)

New York, 8. August.

Wie aus Miami berichtet wird, wird die Florida-Küste angeht von einem furchtbaren Orkan heimgesucht. Auch Palm Beach ist in Mitleidenschaft gezogen. Zahlreiche kleinere Häuser wurden zerstört. Die Telefon- und Telegraphenverbindungen sind unterbrochen. Große Bäume stürzen um wie Streichhölzer. Der Wind erreichte eine Stundengeschwindigkeit von über 100 Kilometern. Die Stadt liegt dem Hagel im Dunkeln. Man befürchtet, daß sich die Windböe landeinwärts wenden und dort ihr Vernichtungswerk fortsetzen wird.

Wie aus New York in Florida gemeldet wird, ist der Rüstungsdampfer „Algonquin“ mit 300 Passagieren an Vorlauf des Orkans in Senot geraten. Einem Funkruf des Kapitäns

zufolge hat das Schiff die Orientierung verloren. Der Dampfer „Empire“ ist durch die stürmische See gleichfalls schwer beschädigt worden. Die „Empire“ wird vom Dampfer „Lettitia“ unterhalten.

Auch landeinwärts hat der Orkan große Verheerungen angerichtet. Alle Verbindungen sind abgeschnitten. Die bisher angelegte Schiene ist im Augenblick noch unbekannt. Um das Schicksal der Einwohner in der Gegend von Palm Beach herrscht ernste Besorgnis.

## Feuersbrunst in zwei türkischen Städten

(Telegraphische Meldung.)

London, 9. August.

Nach Meldungen aus Konstantinopel wurden die Städte Antakya und Samsat von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht. In Antakya wurden 300 und in Samsat 80 Wohnhäuser zerstört.

## Schwerer Zusammenstoß zwischen Auto und Straßenbahn

(Telegraphische Meldung.)

Berlin, 8. August.

Am Mittwoch kam es in der Kaiserallee in Berlin-Wilmersdorf zu einem schweren Zusammenstoß zwischen einem Autos und einer Straßenbahn. Ein Autos, der einer Kraftwelle auswich, wurde durch das schiefere Rad der Straßenbahn getroffen und fiel mit einer aus der entgegengesetzten Richtung kommenden Straßenbahn zusammen. Drei Personen wurden schwer verletzt und wurden in ein Krankenhaus gebracht. Sechs Personen wurden unbeschadet verletzt und konnte sich nach Anlegung von Verbänden in ihre Wohnungen begeben.

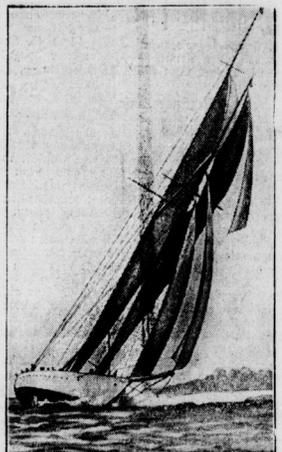
## Zeppelinauftzug in der letzten Augustwoche?

(Telegraphische Meldung.)

Friedrichshafen, 9. August.

Der vierzigstündige Probelauf des LZ-90-P. S. Maybach Motors wurde erfolgreich durchgeführt. Zur endgültigen Beurteilung des Probelaufs müssen jedoch die Ergebnisse der Nachprüfung sämtlicher Einzelteile des Motors abgewartet werden. Die Verjude der Augsburgischer Fluggesellschaft zur Herstellung des Rennplans im großen sind noch nicht abgeschlossen. Man ist inzwischen auch in der neuen Friedrichshafener Gasfabrik zu Versuchen übergegangen. Immerhin sind alle Arbeiten soweit geblieben, daß mit den ersten Probeflügen ziemlich sicher in diesem Monat rechnen kann.

## Die Segelregatta in Cowes



der fläussige Wettkampf der großen Yachten in England hat begonnen. Im Bild: die „Westward“ im 40-Meilen-Rennen.

## Die Geliebte und den eigenen Sohn erschlagen

(Telegraphische Meldung.)

Tripoli, 9. August.

Am Mittwoch hat hier der 40jährige Bahnarbeiter Karl Stragburg in seiner Wohnung seinen sechs Jahre alten Sohn mit einem Hammer erschlagen und seine Geliebte, die Hausangestellte Elisabeth Frey aus Wolfach, mit 18 Messerschlägen so schwer verletzt, daß sie auf dem Wege ins Demmin Krankenhaus ihren Verletzungen erlag. Der Täter ist geflüchtet.

## Neue Forschungsreise Sven Hedins

Zusammenarbeit mit den Deutschen Aufhängen.

(Telegraphische Meldung.)

Stockholm, 8. August.

Sven Hedins reist in den nächsten Tagen nach Wien, um seine Forschungen wieder aufzunehmen. Er verlangt von der Regierung 750 000 Kronen Staatsunterstützung, davon 200 000 Kronen zur Erwerbung geographischer Sammlungen. Eine Zusammenarbeit mit den Deutschen Aufhängen ist in Aussicht genommen. Man erwartet nur noch die Erlaubnis zum Überfliegen einiger Länder.

Die schwebenden Städte bilden zweifellos einen guten Wohnort für Reich, Gesundheit, Annehmlichkeiten und Ausdauer der vertriebenen Wölfe, in diesem Sommer in Wälder zum Ausweichen. Man darf aber nicht erwarten, daß ihr ewiges Leben einen Ausbruch für den Weltfrieden bringen wird. Die unerbittlichen Bestrafungen, die sie in ihrer Heimat erdulden, werden sie für die Erde erwidern, die sie in der Verbannung erdulden. Die unerbittlichen Bestrafungen, die sie in der Verbannung erdulden, werden sie für die Erde erwidern, die sie in der Verbannung erdulden. Die unerbittlichen Bestrafungen, die sie in der Verbannung erdulden, werden sie für die Erde erwidern, die sie in der Verbannung erdulden.

Un. Rieser feine milde Qualität 100 Stück nur RM 2.-

M. Salfeld'sche Fabrik in Saalfeld

große Feinstm. 1/3 Fernruf 26102

in der kommenden Monatsheftung des Monats August

# Unterhaltungs-Beilage

## Sie, die ich nicht kenne

Roman von

Clara Rakka

Copyright by  
Deutsche Verlags-  
Anstalt - Stuttgart.

Krause Geschichten um die schöne Yvonne.

„Sehen Sie, ich hatte Glück.“ sagte er aufatmend. „Und was glauben Sie, was mir Glück brachte? Mein Name. Man sollte es nicht für möglich halten. Die Mutter meiner Frau hat eine wahre Abneigung gegen alles Germanische, und ich — na, sehen Sie mich an. Bin ich ein Germane, oder bin ich es nicht?“

„Durch und durch.“

„Jedermann, weiß Gott, ist mal was Fremdes durch unsere Familie gegangen, oder der Name kann auch einfach verquatscht sein. Das glaube ich noch am ersten. Müller hießen wir, ganz einfach Müller, das glaube ich“, und er stieß mit dem Stode auf. „Dieser Müller, der Vorfahr, verkehrte vielleicht mit Ausländern, war mal draußen, und das ist doch Grund genug, daß ein Deutscher seinen Namen fremdländisch zuhört. Also sagen wir Joseph Müller. Schön. Damit wäre ich nicht weit gekommen. Aber Maslla, verstehen Sie, das gefiel meiner Schwiegermutter. Die romanische Kultur, das war's.“

Gott, eine nette, eine sehr nette Frau, meine Schwiegermutter. Ich kann ihr nur dankbar sein. Wirklich.“

Weshalb konnte der Mann nicht von etwas anderem sprechen! Vom Holzhandel, von den Pferden, ganz gleich.

Die Stolge, die Ferne — würde sie erlauben, daß er so sprach?

Aber der Mann konnte es ja nicht wissen, daß er, Gaston, all sein Denken und Fühlen Tag um Tag unter ihre Fenster trug, kaum bis zu ihr hin.

Nur heute, auf der Brücke, heute hatte er dicht vor ihr gekniet. Ihren fühlen, zögernden Gedanken hatte er beide Arme entgegengebreitet, und sie mußten, mußten kommen. Ganz steil hatten sie vor seiner Brust gestanden. Er hatte nicht gewagt, sie zu Lieblosen.

„Ja, Herr Maslla, da sind wir nun fast an Ihrem Gartentor. Ich biege hier ab. Es ist ein Abkürzung. Verzeihen Sie, mir fällt ein, daß ein wichtiger Brief für mich angekommen sein muß. Ich werde ihn heute noch beantworten. Verzeihen Sie.“

„Oh, bitte. Nacht gar nichts. Es war mir ein Vergnügen. Wirklich, ein großes Vergnügen. Und halten Sie sich dahinter. Ein ganz richtiger Grundsatz: alle Briefe prompt beantworten. Aber erst eine Nacht beschlafen! Verstehen Sie? Besonders wenn es eine Entscheidung gilt. Mindestens eine Nacht. Hat mich sehr gefreut.“

Mit der einen Hand hob er den Hut, die andere streckte er Gaston hin. Er sah liebevoll auf das glänzende, etwas abgetragene Köckchen.

Schon am nächsten Tage stand er wieder vor dem Café.

„Mein Wagen wartet an der Ecke, heute fahren wir. Wir machen einen Umweg.“

Gaston sah ihn von unten herauf prüfend an. Er war sitzengeblieben. Der Mann hielt es offenbar für selbstverständlich, daß er seine Einladung gerne annahm.

„Ich weiß nicht recht —“ Gaston zog seine Uhr.

„Haben Sie den Brief geschrieben? Ist er fort? Hoffentlich haben Sie sich nicht übereilt. Sie haben wohl mit Verlegern zu tun? Da seien Sie vorsichtig. Aber ich will Sie nicht stören. Vielleicht wollen Sie in der Stadt bleiben.“

„Nein, das nicht.“ Gaston sah sein Zimmer, das geöffnete Fenster mit den roten Gloginen und dahinter das blaue Land mit wenigen, zudenden Lichtern, dachte an seine Arbeit.

„Na, wenn Sie nichts Besonderes vorhaben, dann fahren wir, was? Wir könnten gerade noch auf einen Sprung in meine Wohnung gehen — mein Wagen kann Sie ja nach Hause bringen — da zeige ich Ihnen etwas. Es würde mich freuen, verstehen Sie? Ich möchte Ihr Urteil hören. Sie sind doch gewissermaßen Künstler, nicht wahr? Ich habe da meiner Frau ein Bild gekauft. Zur Überraschung. Kommen Sie!“

Gaston war aufgestanden. In das gelbe Haus gehen, in ihre Räume — o ja.

So fuhrten sie denn durch die Stadt und in weitem Vogen um den Park.

Nun kam es dem Dichter doch wie ein Verrat vor. Er be-

mächtigte sich hinterrücks ihrer Atmosphäre, schritt in den Spuren ihrer Füße, berührte mit seinen Händen, was sie gehalten hatte.

Er war sehr wortfarg, ließ sich von Maslla unterhalten.

Er beachtete es kaum, als sie durch ein großes Tor die Aufsahrt hinauf fuhren.

Das Haus bot denselben Anblick wie vom Park aus, nur, daß hier statt der Rosenfläche ein mit breiten Blättern belegter Vorplatz war, an dem ein großes ediges Bassin ruhte. In der Mitte des Bassins stand eine prachtvolle, ganz weiße Jünglingsstatue.

Als Maslla sah, daß Gaston sie betrachtete, sagte er: „das hat meine Frau ausgesucht“, und mit emporgezogenen Augenbrauen fügte er hinzu: „die Figur ist noch zu hell — muß sozusagen noch Patina bekommen.“

Gaston sah ihn von der Seite an.

Dann ging sie durch eine vollkommen weiße Halle. Säulen und große Blattpflanzen, das war die einzige Unterbrechung. An der Mitteltür stand ein Diener.

„Nein, hierher,“ sagte Maslla, „in das Zimmer meiner Frau.“ Er ging voran und öffnete die Tür.

Eine Goldstut kam ihnen entgegen.

Die Wände waren mit großgemustertem gelber Seide bespannt. Auch der Bodenbelag war fast gleichfarbig gelb, sehr dick und weich. Hier und da farbige Perseerteppiche. Die Möbel, groß in den Formen, waren von schwerem, tiefrotem Mahagoniholz. Die Bezüge hatten nicht die gleiche Farbe, doch war ein wohlthuendes Blau vorherrschend. Viele Kissen, Brokat, Blumen, und an der Hauptwand eine unverglaste Bibliothek. Es hingen wenige, ziemlich dunkle Bilder auf den gelben Flächen.

Das neu gekaufte Bild ein Waldinneres, kräftig goldgrün in glänzendem Barockrahmen, lehnte an einem Sessel.

„Sehen Sie, Herr Dibier, da ist es. Von hier aus können Sie es am besten sehen.“ Er zog ihn an eine bestimmte Stelle, richtete ihn förmlich aus. „Ich glaube, es wird meiner Frau sehr gefallen. Es erinnert sie an den Wald daheim. Wie oft sind wir damals durch so einen Wald gegangen. Herrje! Soja.“ Er strich über sein Gesicht.

„Vielleicht — wäre es nicht möglich — steht dieser Wald noch? Ich meine den in Ticol, der zum Gut gehörte.“

„Jawohl, zum allergrößten Teil. Wir — wir haben das anderweitig geregelt. Na, was sagen Sie?“

Sehen Sie sich das Bild mal genau an. So, als Künstler.“

„Ich bin zwar nicht der Meinung, daß ich ein besonders gutes Urteil hätte, aber mir scheint, das Bild paßt nicht in den Raum herein.“ Gaston wollte nicht sagen, daß er es unfählich banal fand.

„Wieso nicht herein? Das verstehe ich nicht.“ Maslla steckte schnell und heftig die Hände in die Rocktaschen.

„Zum Beispiel der Rahmen —“

„Das ließe sich ändern.“

„Dann wirkt aber das Bild nicht mehr, wie es sollte. Der Maler hat den Rahmen doch eigens für dieses Bild ausgewählt.“

„So, Meinen Sie?“

„Ganz gewiß.“

„Aber hören Sie mal, Gold paßt schließlich zu allem und ein Stück grüner Wald auch.“

„Damit beurteilen Sie das Bild, Herr Maslla.“

„Wieso — wieso?“ sagte Maslla sehr gehent. „Sie sagen da ja ganz — wie soll ich das ausdrücken — ganz lauwede Sachen.“ Er knarrte wieder ein wenig und ließ statt „a“ ein „ä“ hören.

„Keineswegs. Sie können Ihrer Frau Gemahlin doch unmöglich etwas schenken, das zu allem paßt. Das Bild muß in dieses Zimmer hineinpassen. Es muß so sein, daß es den Reiz des Raumes erhöht, seinen Charakter unterstreicht! Da ist beim Kunsthändler ein Bild von Marées, flüchtig, wenn Sie wollen, auch ein Waldbild, dämmerig, ein Reifer, eine nackte Frauengestalt im Vordergrund: das wäre etwas.“ Der Gedanke

entzückte ihn, seine Augen gingen an den Wänden entlang, suchten einen Platz.

Das war das Zimmer der Einen, der Einzigen! Er hatte es kaum in sich aufgenommen. Der Gedanke erregt ihn. War das nicht wieder die verdamnte auffaugende Objektivität, mit der er vor alles hintreten, mußte, was Kunst hieß, Kunst sein wollte! Später erst, wenn er geklärt, geprüft hatte, strömte sein eigenes Leben zurück.

Es kam vor, daß sein ganzes Innere, gleicham sein Blut, sofort mit dem des Künstlers zusammenzuschie. Gerade vor Bildern. Sie hatten aller anderen Kunst voraus, sich gleich ganz herzugeben. Sie hatten keinen Anfang, keine Entwicklung —

Mitten aus seinen Gedanken heraus ging er einige Schritte in das Zimmer hinein an einen Tisch. „Sind Sie das, Herr Maëlla?“ Er ergriff eine gerahmte Photographie und betrachtete sie.

„Gewiß bin ich das. Als Reserveoffizier. Ich schenkte es meiner Frau in der Verlobungszeit. Aber hören Sie mal — das ist doch ganz belanglos. Hier das Bild, darauf kommt es an! Was Sie da sagten, hat Hand und Fuß. Sie meinen, es müßte etwas Apartes sein. Ich begreife das. Ob meiner Frau aber gerade das nackte Weib gefällt mit dem Mann, das möchte ich noch bezweifeln.“

Dem Dichter kam ein Gedanke. „Ueberlassen Sie mir diese Sache, Herr Maëlla, aber verraten Sie es nicht. Ich sage Ihnen, das Bild, von dem ich sprach, paßt hierher. Der Händler überläßt es Ihnen zweifellos sehr gerne, zunächst nur einige Tage. Ich fahre gleich zur Stadt zurück und spreche mit ihm. Gefällt es Ihrer Frau Gemahlin nachher nicht, gut, dann kann sie selbst wählen. Aber dieses Waldinnere geben Sie zurück. Es ist doch wohl aus demselben Kunstgeschäft an der Sebastianstrasse?“

„Natürlich, aus dem großen Geschäft, das Sie meinen.“

„Also, dann hat es gar keine Schwierigkeit.“

„Nein, absolut nicht. Ich habe dieses Bild heute früh gekauft und gleich im Wagen mitgenommen. Aber hinfahren ist unnützlich. Sprechen Sie doch telephonisch mit dem Mann. Bitte, hier.“ Er führte Gaston in das Nebenzimmer. „Es ist doch gut, daß ich Sie mitnahm. Hatte gleich eine Ahnung, daß Sie von diesen Dingen was verstehen.“

Während Gaston telephonierte, ließ Maëlla Wein und Früchte bringen. Gaston ging in das gelbe Zimmer zurück. Er gab eine Erklärung Herr Maëlla mochte denken, was er wollte.

Es war wie eine Verzauberung, daß er in ihrem Raume stand, allein. Jetzt erst nahm er es ganz in sich auf. Und ein Bild hatte er für sie gewählt. Es sollte über dem Sofa hängen und auf sie herniederblicken, wenn sie las oder träumte, wenn ihre Gedanken vielleicht einmal zu jener Stunde auf der Brücke zurückkehrten. — Nicht an der gegenüberliegenden Wand, nein, sie sollte das Bild suchen, es sollte keine Alltäglichkeit werden.

Im Schatten dieses Bildes der Liebe sollte sie ruhen. Vielleicht gab es ihr eine Vorstellung von dem Reichtum, der Inbrunst des Lebens, vielleicht lehrte es sie jene abendliche Sehnsucht verstehen, die ihn zu ihr hintrieb. —

Er konnte sich gar nicht von dem Zimmer, von seinen Gedanken trennen.

Maëlla kam und holte ihn. „Wir trinken ein gutes Glas Wein, Herr Didier, und nun Sie für meine Frau ein Bild ausgesucht haben, sollen Sie meine Frau auch sehen. Hoffentlich ändern Sie Ihre Meinung dann nicht.“ Er lachte, wie einer, der genau weiß, daß er etwas Nüchternes zu zeigen hat.

„Sehen Sie her,“ er trat an den Tisch, auf dem ein geöffnete Kasten stand. „Hier haben Sie die besten Aufnahmen von ihr. Es sind nur wenige. Sie hat was gegen das Photographieren. Und das Aufstellen oder Hängen von Fotos ist ihr ein Greuel. Da drinnen, mein Bild, na ja, das ist etwas anderes. Ich habe ja nichts dagegen.“ Er lachte wieder.

Gaston nahm die Photographien aus dem Kasten. Es waren fünf Bilder.

Gleich das oberste stellte einen Knaben dar, einen Papageno in buntem Kostüme. Dünne, schwarze Strümpfe und eine feste Mütze. „Dodo“ stand quer über das Bild geschrieben.

„Ihre Gattin?“ fragte Gaston überrascht.

„Ja, das ist meine Frau. Im Winter, bevor wir uns kennenlernten. Sie war mit ihren Eltern in Wien, machte dort einige Festlichkeiten mit. Sehen Sie nur, sie lacht übers ganze Gesicht.“

„Dodo?“

„Dorothea heißt sie. Man rief sie von Kind an Dodo.“ Maëlla nahm den Kasten an sich. „Ich zeige Ihnen die Bilder der Reihe nach. Das da war also das erste. Dann dieses. Eine Amateuraufnahme.“

Frau Maëlla im Jagdanzug, die Hinte überm Rücken. Sie hielt einen Hund an der Leine. „Am diese Zeit etwa lernte ich meine Frau kennen. Etwas später.“ Als Bild, und in der Bewegung, war es eine schöne Aufnahme, aber fremd.

„Dieses Bild — ich muß sagen: eigentlich gehört es mir gar nicht — meine Frau schenkte es ihrem Vater, kurz bevor wir heirateten. Ich sah es gelegentlich und bat darum. Es konnten ja neue Abzüge gemacht werden.“

Es war ein Brustbild in kleinem Format, eigentlich nur der Kopf und Hals mit Andeutungen einer hellen, ausgeschnittenen Bluse. Sehr reizvoll, sehr charakteristisch.

Gaston hatte es kaum in der Hand, da mußte er, daß er es behalten würde. Er legte es nach einer angemessenen Zeit ruhig zu den beiden anderen auf den Tisch. Züchtig, fast mit Ueberwindung, sah er noch zwei Bilder im Parkett. Das war schon Frau Maëlla, nicht mehr Dodo, das Mädchen.

Er bewunderte, lobte, ließ die Photographien mehrere Male durch die Hände gehen, und mit einer wahren Taschenspielergeschwindigkeit, die er sich niemals zugetraut hätte, nahm er das kleine Bild zu sich. „So, ich packe Ihnen die Bilder wieder ein,“ sagte er, während Herr Maëlla den Wein einschenkte. „Wohin soll ich den Kasten stellen? Eine schöne Arbeit,“ er klappte ihn zu, drehte ihn herum, besah ihn aufmerksam; „es könnte ihm was passieren. Ich stelle ihn auf Ihren Schreibtisch.“

„Gut. Und jetzt stoßen wir an.“

Gaston trank schnell und viel. Er war seiner selbst kaum noch Herr.

Maëlla bemerkte es nicht, er war ganz erfreut über Gastons guten Rat, denn er fühlte instinktiv, daß der junge Mensch ein feines Gespür hatte als er selbst. Der gehörte auch wohl zu jenen, die dort erst Anteil nahmen und genossen, wo sein eigenes Verstehen nicht mehr ausreichte.

Vielleicht hätte Dodo seine Bekanntschaft gestreut. Doch er wagte es nicht, beim Abschied um Gastons Besuch zu bitten. Sie mochte selbst entscheiden, sie sollte ihn erst einmal sehen, er wollte von ihm erzählen. Er dachte an das glänzende, blonde Mädchen, das ihm so sehr gefallen hatte, und wie er selbst sich mühte, zu jeder Stunde ganz einwandfrei, ja möglichst elegant und gepflegt vor ihren Augen zu erscheinen. —

Gaston aber ging nach einem kurzen Abschied selig von dannen. —

Dodo war heimgelehrt und stand am Fenster. Ihr Mann war noch in der Stadt, er wußte nicht, daß sie zurückgekommen war. Das Bild hatte sie überrascht und tief erfreut. Wenn ihr Mann nicht in ihrer Nähe war, dachte sie oft mit Nüchternheit an ihn. Aber wenn er kam, wenn es Abend wurde, wenn er ihren Dank erwartete. —

Sie ging auf und ab und schließlich bis in den Garten hinaus. Ob der Schlanke vorübergehen würde?

Sie ließ sich einen Stuhl an den Rand des Gebüsches tragen, nahm ein Buch und wartete.

Wenn sie allein war, konnte sie fast glücklich sein.

Sie vergaß die Zeit.

Sin und wieder sah sie auf den Weg.

Sie hörte Stimmen. Ihres Mannes Stimme. Das Gebüsch verdeckte ihn. Als sie sich vorbeugte, sah sie ihn mit dem Einnamen vor dem Gartentor stehen.

Es war nicht Schreck, nicht Freude, was sie erfüllte, Zorn war es, Zorn über die türkische, vulgäre Art eines Menschen der ihr gefallen hatte, der sein eigenes Bild zerstörte, ihr Bild. Nichts hatte sie von ihm besitzen wollen, als ihre träumenden, frohen Gedanken. Da kam er, legte seine Maske ab und zeigte sich niedrig. Er hatte ihren arglosen Mann eingefangen, wollte durch ihn zur Frau gelangen.

Sie erhob sich, schritt den Weg zum Gartentor hinunter und rief ihrem Mann einen Gruß zu.

Gaston richtet sich auf, straffte sich förmlich, dann zog er tief seinen Hut.

Sie dankte nicht und streckte Maëlla die Hand entgegen. Gaston verstand sie. Er bereute nicht, er hatte ihr Bild. — Ihre ersten Worte an Maëlla waren ein herzlicher, ehlicher Dank. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und führte ihn in ihr Zimmer.

Als ihr Mann sie vor dem Bilde küßte, verlangend, drängend, erloschen Freude und Mitgefühl. Sie wußte, daß ihr Geschenk größer sein mußte.

Sie suchte nach einer Ablenkung. „Du kommst nicht allein, wer war der junge Mensch?“ Während sie fragte, verging schon ihr Zorn.

„Ja, wenn du das wüßtest!“ Maëlla freute sich über seine Neuigkeit. „Das räthst du nie. Ein Dichter. Gaston Didier heißt er, so ein halber Franzose. Ein sehr lieber Kerl.“

„Woher kennst du ihn?“ Sie setzte sich auf die Sofalehne und sah zum Bilde hin. Maëlla verschränkte die Arme. Jetzt hatte er doch auch einmal etwas Besonderes.

(Fortsetzung folgt.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Roman auf Verlangen kostenlos nachgeliefert.

gefahr 1000  
 dem rechner  
 Die Wfe  
 werden ver  
 nachdenen  
 geht Eingeb  
 gegangen.  
 fahrung. Me  
 licher 500  
**Ort**  
 Eine D  
 von Florid  
 hurn hat d  
 fünfzig Kil  
 und ungehe  
 und Zerbr  
 Sice, die a  
 mitgemein  
 weie gerit  
 getrimmet.  
**at**  
 Nach M  
 an Wittwo  
 in der die  
 form abgele  
 tolle, das d  
 wendend, ic  
 Regierung g  
 Scheide löst  
**er**  
 Wie das  
 künftige Ge  
 in den let  
 Amtes der  
 Raufingwi  
 auf dem We  
 manjterium  
 Ma der We  
 beruiss aus  
 fageamini  
 ftechtigung  
 isch eines  
 handlungen  
 d. Ms. zw  
 rung ein  
 dem Eingl  
 nischen  
 Gtibus a  
 ting als  
 China aner

## Värenheze

Stizze von Max Zeumer.

Dicht am Weidengürtel des Schell Rivers war das junge, feiste Kind dem Vären in die tobbringenden Branten geraten, und „Mr. Wlad“ tat sich nun schmäkend und schlingend an seiner Beute gütlich. Das dumpfe, den Boden erzitternde Geräusch nahender Hufschläge zwang ihn plötzlich zur Einstellung seiner Tätigkeit, und mit einem ärgerlichen Brummen hob sich der Vär auf die Hinterbranten. Den Hügel herab kam in vollem Jagen ein Reiter, der gleich darauf noch zwei andere folgten. Ihre gellenden Gebrufe und das Knallen einiger Revolverbüchse trieben den Viehräuber in die Flucht. Als der erste seiner Verfolger den Fluß erreichte, sah er den Flüchtling die jenseitige Uferböschung erklimmen und in dem hohen Büffelgrafe verschwinden.

Ohne Zögern trieb Dutchman Will seinen Knappen in die Flut, und als er den anderen Uferstrand überwunden hatte, sah er den Vären in größter Eile den fernen bewaldeten Hügel ansteuern. Seit Jahren hatte kein Vär den Weidgrund des Ranches betreten, und die drei Cowboys, die ihn entdeckt hatten, ließen sich die Aussicht auf eine Heze des seltenen Wildes nicht entgehen. Ohne das Herankommen seiner Gefährten abzuwarten, gab Will seinem Pferde den Kopf frei und flog in vollem Rennen über die sich vor ihm ausbreitende Prärie.

Das hagere, scharf geschnittene Gesicht des Sünen, dem Wind und Wetter die Haut gebeizt hatten, leuchte im Widerschein der Erregung, die sich des sonst so kühlen Verittführers bemächtigt hatte. Vor etwa acht Jahren war der Deutsche plötzlich im Niderland aufgetaucht und hatte sich in kurzer Zeit zu einem brauchbaren Cowboy entwickelt. Wortkarg und verschlossen war er seinen Kameraden nicht näher getreten, und einige Vorurteile, die seine Stärke, seinen Mut und seine Schießfertigkeit in das rechte Licht stellten, ließen ihn für die Zukunft als Zielscheibe für den Spott der übrigen Cowboys sehr wenig geeignet erscheinen. Joe Chargres, der beste Reiter und Lassowerfer des Ranches und zugleich ein Gegenstück des Deutschen, war sein Lehrmeister in der Handhabung des Lassos gewesen und stand sich mit Will ausgezeichnet, obwohl ihre Unterhaltung nie über ein Duzend Worte hinaus ging. Daß Will einst bessere Tage gesehen hatte, ward jedem offenkundig, der mit ihm in Berührung kam. Er selbst sprach niemals darüber und besaß eine eigene Art, dahin zielende Fragen zu überhören.

Das raumgewinnende Tempo seines Knappen brachte Will nach viertelstündiger Heze in die Nähe des wehrhaften Flüchtlings. Mr. Wlad, die Hufschläge seines Verfolgers hinter sich hörend, verlangsamte plötzlich seine Flucht und machte Miene, sich seinem Gegner zu stellen. Dieser hatte der Lasso vom Sattel gelöst und in dem Augenblick, in dem sich der Vär auf seine Hinterbranten stellte, flog die Schlinge um den Oberkörper des Geheften. Ein Griff in die Zügel zwang den Knappen, wie ein gut dressiertes Manegepferd auf der Hinterhand kehrt zu machen, und der gewaltige Ruck des Anspringes riß den aufbrüllenden Vären zu Boden.

Einige Pferdelängen weit zerrte das starkknochige Tier den lassierten Vären wie einen Schlitten durch das Gras, dann geriet es mit dem rechten Hinterhuf in den Eingangsstollen eines Wurmelterbaues und warf, sich rücklings überschlagend, seinen Reiter aus dem Sattel. Während der Kappe mit gebrochenem Rückgrat liegen blieb, sprang Will gänzlich unberührt auf die Füße und befand sich dem von der Lasso schlinge befreiten und bis zur Rauferei gereizten Vären gegenüber. Mit zurückgelegten Laufschern und tüchtig funkelnden Wählern nahm der Wütende den Cowboy an. Die nach dem Revolver tastende Hand Wills fand das Futteral leer, der Sturz mit dem Pferde hatte ihn der Säufwaffe beraubt. Das Jagdmesser aus der Scheide reißend, entzog sich der Deutsche mit einer schnellen Wendung der drohenden Umrarmung. Gedankenschnell hinzu springend, stieß er dann dem Vären die Klinge in den Leib, um gleich darauf von einem Brantenhieb getroffen lautlos in das Gras zu sinken.

In diesem Augenblick zügelten die beiden Kameraden des Gefallenen ihre schäumenden Tiere am Schauplatz des Kampfes, und, von einem halben Duzend Kugeln getroffen, sackte der Vär zusammen. Als Jock Croders, aus dem Sattel springend, dem Schwerverwundeten den Arm unter dem Nacken schob, schlug Will die Augen auf. Ein leises Lächeln zuckte um den Mund des Deutschen, als sein umherirrender Blick den leblosen Körper seines Gegners traf. Dann aber weiteten sich, wie unter der Einwirkung eines plötzlichen Schreckens, die Augen des Sterbenden, dessen Rechte eine greifende Bewegung nach der zersetzten Brust machte.

„Sei unbesorgt, Will!“ tröstete ihn der schlankte Kalifornier, „wir sicken dich schon zusammen, und in vierzehn Tagen sitzt du wieder im Sattel.“

Die verneinende Kopfbewegung rang Will ein leises Stöhnen ab, so daß sich Bob, der jüngste Cowboy des Ranches, zu ihm her nieder beugte. „Willst du etwas, mein Junge?“

„Die Kapsel“, lächelte der Gefragte. Nun erst bemerkte Bob die schmale, zerrissene Lederschür am Halse des Kameraden. Sich aufrichtend, ließ er den suchenden Blick über den Ort des

Zusammenstoßes gleiten. Ein Aufblitzen im Gras verriet ihm die kleine Silberkapsel, von deren Oese der Rest der zerrissenen Schnur hing. Ein warmes Leuchten trat in die Augen Wills, der mit letzter Kraft die Rechte wie zur Empfangnahme der Kapsel hob. Im gleichen Augenblick erlosch der Lebensfunke des Deutschen. Jock schloß ihm sanft die Augen. Als der Kalifornier gleich darauf auf die Füße sprang, wies Bob ihm die geöffnete Kapsel, deren Inhalt aus dem Brustbild einer Frau von seltener Schönheit bestand. Einen Augenblick lang verharrten die beiden Cowboys in der Betrachtung des Bildes. Dann schloß Jock die Kapsel. Er barg sie in seinem vom Halse gelösten Selbsttuch und schlang dieses um den Nacken des Toten.

„Reite zum Ranch. Hole einen Spaten und was dir von den Jungens in den Weg läuft. Ich will unterdessen dem Vären das Fell abziehen, denn in ihm soll Will seinen letzten langen Schlaf tun.“

Während Bob in den Sattel sprang, schritt Jock zum Vären und war gleich darauf beschäftigt, diesem die Decke abzuziehen.

## Feierabend

Stizze von Paulrichard Hensel.

Die mit der Eisenbahn ankommenden Menschen füllten langsam die Wege, die strahlenförmig von der kleinen Station in das Dorf und die Gartenvirtschaften oder direkt in den Wald und auf die Hügel führten. Mitten zwischen schmuckenden Pärchen und lachenden Kindern ging Gottfried Weinert; es war Sonntag, und das bedeutete für ihn Ausruhen, den Gedanken und dem Körper einen Feiertag nach einer Reihe von Werteltagen gönnen. Es wäre ihm leicht gewesen, sich an einem schönen Fleck ein Sommerhäuschen bauen zu lassen; oder er liebte es, jeden Sonntag neue Wege, neue Landschaften aufzusuchen, und er rühte sich auf diesen Wanderungen so frisch, daß ihn nichts an die fünfzig Jahre erinnerte, die ihn jetzt seine Beine schon trugen. Heute hatte allerdings der Tag mit einem kleinen Nistton begonnen. Kollege Birchholz, der mit von der Partie sein wollte, hatte sich am Vormittag am Fernsprecher entschuldigt. Sein Junge war mit der unglaublichen Idee angekommen, daß er sich verloben wolle. Selbstverständlich sei es ihm abgefallen worden — „und denken Sie nur“, hatte Birchholz weiter erzählt, „der Junge wurde geradezu rabiat. Er will seinen Kopf durchsetzen, er läßt von dem Wädel nicht — so eine Torheit und Unvernunft! Wenn er alt genug ist und es zu etwas gebracht hat, soll er ans Geiraten denken! Also ich bin durchaus nicht in Sonntagsstimmung . . .“

Nun gut. Da war Gottfried Weinert allein hinaus gefahren. Er hatte keine Kinder, mit deren Herzensnöten er kämpfen mußte. Und es war vielleicht nur Gemohnheitsache, so stumm vor sich hin zu schlendern, allein im Kaffeegarten zu sitzen und den anderen zuzuschauen.

Im Gedränge an der Fähre über den Fluß trat eine Frau an ihn heran: „Guten Tag, Gottfried.“

Er sah sich um, suchte sekundenlang in dem Gesicht, das ihm etwas befangen entgegen lächelte. — „Guten Tag, Ellen . . .“

Das war wenig für zwei Menschen, die sich seit Jahren nicht gesehen hatten. Sie traten auf die Fähre, lehnten sich an das Gitter. „Es ist schön hier draußen, nicht wahr?“ fragte die Frau.

„Ja, gewiß . . . wie geht es Dir?“

„Danke. Ich bin für ein paar Wochen allein. Ich habe manchmal von Dir gelesen . . .“

Weinert sah sie an. Sie war immer noch schön. Wenn man dieses Bild fest hielt, die Augen schloß und eine längst vergangene Zeit heraufzwang, war dies alles noch wie ehedem: Der Mund, das dunkle Haar, die schmalen Schultern. Und nun mußte er wohl etwas Liebes sagen . . .

Da stieß das Boot am anderen Ufer an. Unruhig drängten die Fahrgäste vorbei.

„Laß es Dir gut gehen“, sagte die Frau und streckte dem Manne die Hand entgegen, „— und ich möchte wieder einmal von Dir hören —“

Er zog den Hut. „Gern — ja natürlich — und gute Erholung heute noch.“ Dann gingen sie beide verschiedene Wege.

Gottfried schritt ganz langsam. Was war dem geschehen? War er nicht einer Frau begegnet, die früher einmal mit tausend Fäden an sein Leben geknüpft war, die er geliebt und um die er gelitten hatte? Wie kam es nur, daß ihn dies Wiedersehen nicht erschütterte, nicht freudig erregte, daß er nichts tat, um diese lebendig gewordene Erinnerung fest zu halten? Ein paar unfähig leere Worte hatte er gesprochen, nichts anderes konnte das Herz ihm eingeben, ob er auch danach suchte und sann. War dies das Altwerden? Etwa der Feierabend der Seele, die auch einmal von Empfindungen, Erwartungen, Erregungen und Erfüllungen müde wurde und ausruhen wollte — gleichwie der Körper sein Recht heischte, wenn er müde war? Der Abend löschte die Sonne im Walde aus, und Gottfried Weinert hatte noch nicht seine Gedanken zu Ende gesponnen. Fröstelnd machte er sich auf den Weg zur Station. Liebesleute gingen eng an-

einander geschmiegt, irgendwo stritten sich zwei —, und auf einer Bank in den Anlagen am Bahnhof sah Gottfried ein hübsches Mädchen, das verstohlen weinte.

Er trat hilfsbereit näher. Eine Vermutung lag sehr nahe. „Haben Sie etwa Ihr Taschengeld verloren, mein Fräulein? Ich will Ihnen gern das Fahrgeld leihen.“

Sie sah ihn verwundert an. „Danke. Ich brauche nichts.“

„Wenn ich Ihnen anderwärts helfen darf...?“

Da stand sie mit einem Auck auf, hochheißend, trozig. „Ich will nichts mehr wissen! Ich will allein sein...!“

Weinert brauchte nicht weiter zu fragen. Gibt es etwas anderes, um das ein junges Mädchen an einem Sommerabend meint, als verrätene oder hoffnungslose Liebe? Ganz still fuhr Gottfried nach Hause. Und er, der Ruhige, Reife und Sichere, fühlte sich zum ersten Male müde und alt und dachte mit Neid an die Jungen und Unselben, die sich oft unglücklich nennen und doch so glücklich sind, um einer Liebe willen noch kämpfen und weinen zu dürfen.

## Kuriose Geschichten

**Sergewo schafft den Sonntag ab.**

In Sergewo, einem Städtchen sechzig Kilometer nördlich von Moskau, hat eine zufällige Inspektion durch einen Sowjetgewaltigen staatsgefährdende Zustände an das Tageslicht gebracht. Der Ort war vor dem Umsturz seines „Dreifaltigkeitsklosters“ wegen bekannt und eine besuchte Wallfahrtsstätte. Nach der Revolution hatten sich die Leute von Sergewo aus unerklärlichen Gründen der Aufmerksamkeit ihrer Genossen in Moskau entzogen. Die Besichtigung ergab nun, daß noch fünfundsechzig Prozent aller Schulkinder an die orthodoxen Religionslehren glaubten und die Kirche besuchten. Diesem für Sowjetrußland unhaltbaren Zustand mußte natürlich sofort ein Ende bereitet werden. Da sehr zum Bedauern des Sowjetgewaltigen der Gottesdienst nicht verboten werden konnte, so kam der Moskauer Genosse mit Einverständnis des Sergewoer Ortssowjets auf den schlauen Einfall, zu bestimmen, daß in Zukunft das Städtchen nicht mehr am Sonntag, sondern am Dienstag zu feiern habe. Dadurch sollte den unbesserlichen Kirchgängern die Teilnahme am Gottesdienst unmöglich gemacht werden. Mit dieser weisen Verfügung fand aber die Tätigkeit des Moskauer noch nicht ihr Ende. Der Genosse schnüffelte noch weiter in allen Winkeln von Sergewo herum und entdeckte zu seinem Entsetzen, daß drei Adelige unbehelligt ihrer Tätigkeit als Konservatoren der reichen Klosterbibliotheken nachgingen. Leider fand sich aber keine Handhabe, um gegen diese „Reaktionäre“ einzuschreiten. Da piffte eines Abends eine Kugel durch das Fenster des Zimmers, in dem der Sowjetgewaltige sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Sie verletzten niemand. Am nächsten Tage wurden aber die drei Adelligen als der Mordtat verdächtig verhaftet und nach Moskau geschafft.

**Das schweigsame Arizona.**

Die Einwohner von Arizona sind in ganz Amerika wegen ihrer großen Schweigsamkeit bekannt. Der „stille Mann“ aus Arizona spricht immer nur das Notwendigste und auch das nur so laconisch kurz, daß sich die Amerikaner schon oft die Köpfe gerbrochen haben über die Ursache dieser so unamerikanischen Erscheinung. Kürzlich hat nun ein Franzose versucht, die Schweigsamkeit der Männer von Arizona in Zusammenhang mit dem Klima des Landes zu bringen. Ebenso sprichwörtlich wie die Redenlosigkeit der Menschen von Arizona ist nämlich auch die große Trockenheit des Landes, und das kann kein Zufall sein. Es folgt daraus vielmehr, daß sehr trockene Luft auch Kehlkopf und Zunge der Menschen austrocknet, was jedoch wiederum die Sprechlust vermindert. Ein Mensch mit ständig austrockneten Sprechorganen muß naturgemäß die Freude am Sprechen immer mehr verlieren und somit allmählich wortkarg und sprachfaul werden.

**Rauchende Ratten.**

Ein Mitglied des Occidental College in Los Angeles hat sich seit drei Jahren der Aufgabe gewidmet, die Wirkung des Tabakrauchens auf den menschlichen und tierischen Organismus zu prüfen. Da leider die Mittel fehlten, um eine Anzahl Menschen als Versuchskaninchen anzustellen, sie unter ständiger Kontrolle Tabak rauchen zu lassen und sie mit Nichtrauchern zu vergleichen, so mußten zu den langwierigen Versuchen weiße Ratten benutzt werden. Bis jetzt hat jeder Raucher die Erfahrung gemacht, daß eine gute Zigarre beruhigend wirkt; denn zum Attribut eines gemüthlichen Menschen gehört seit Urverzeiten eine Zigarre oder eine Pfeife. Im Occidental College hat man aber die welterschütternde Entdeckung gemacht, daß nichts von dem wahr ist, daß vielmehr das Tabakrauchen aufregt, die körperlichen Funktionen beschleunigt und Fett verzehrt. Um zu diesen Ergebnissen zu kommen, wurde ein Apparat, eine „Raucherlampe“, geschaffen, in der die unschuldigen Ratten bis zu sechsmal am Tage durchschnittlich je fünfzehn Minuten lang unter Tabakrauch gefest wurden. Nach dieser Prozedur kamen die Versuchsratten in einen Stall, der mittels elektrischer Leitungen mit einem Bewegungs-

messer in Verbindung stand. Jede Bewegung, die von den verzögerten Ratten in ihrem Käfig ausgeführt wurde, konnte auf Papier genau verzeichnet werden. Um die Tiere nicht zu unruhigen und etwa falsche, durch fremde Gesichtser hervorgerufene Erregungslinien auf das Papier zu zaubern, durften die Ratten in der ganzen Versuchszeit keinen Besuch empfangen. Zum Vergleich mit den Raucherratten lebten in anderen ebenso eingerichteten Käfigen Nichtraucher vom gleichen Wurf. Drei Jahre lang wurden die Bewegungslinien der beiden Rattenkategorien miteinander verglichen. Dabei stellte es sich heraus, daß die Raucherratten bedeutend lebendiger waren als ihre enthaltameren Artgenossen und außerdem ein Gewicht diesen gegenüber verloren hatten. — Die Wissenschaft in allen Ehren! Aber um festzustellen, daß Ratten auf Tabakgenuß hin aufgeregt werden und in ihrem Käfig herumlaufen und abmagern, dazu hätte es keiner dreijährigen hochgeleiteten Untersuchungen bedurft.

## Gedanken

Von Richard von Schaukal

Die Menschen, die stets aus Einseitigkeit und meist abfällig urteilen, vertragen nichts weniger als Vielseitigkeit, die um Weisheit nicht ansetzt.

Sobald dir ein Spiegel begegnet, suchst du dich über deine Wirkung zu täuschen.

Oberflächlichen Betrachtern scheinen die Gegensätze am Unbegreiflichen Widersprüche.

Man sollte sich damit abfinden lernen, daß man nicht alles verstehen müsse, was man als wahr empfindet.

## Die tägliche Frage

**Frage:** Auch Bulgarien will jetzt seine Währung stabilisieren. 138 Lewa sollen dem Werte eines Dollars entsprechen.

**Antwort:** Lewa ist das bulgarische Wort für Löwe. Ein Löwe befindet sich im bulgarischen Wappen, und dieses Wappen wieder auf der Rückseite der meisten bulgarischen Münzen. Deshalb werden die Münzen selbst Löwe resp. Lewa genannt. Hebrigens hat auch die rumänische Münzeinheit Lei, Plural Lei, dieselbe Bedeutung. 1 Lewa ist soviel wie 3,03 deutsche Pfennig, ein Lei hat jedoch nur einen Wert von 2,58 Pfennig.

## Das neue Buch

Der gestohlene Geheimvertrag, von Peter Old Field. Ein Völkerbundroman. Aus dem Englischen überetzt von Hans W. Fell. (Verlag Scherl, Berlin.) Brosch. 3 Mark, Ganzl. 5 Mark. — Genf, der Sitz des Völkerbundes mit seinem interessanten Gemisch von internationalen Diplomaten, Wirtschaftsmännern, Journalisten, Espionen, politischen Hochstaplern und die herrliche Landschaft der schweizerisch-französischen Grenze mit ihren Schlupfwinkeln für Verbrecher und Schmuggler, ist der Schauplatz dieses virtuos geschriebenen und von Hans W. Fell vorzüglich übersehten politischen Kriminalromans. Auf der Ratsversammlung des Völkerbundes soll der deutsche Außenminister der Schweizer Delegation den berühmten Medlenburg-Diamanten überreichen. Da wird die Sitzung mit der Nachricht unterbrochen, daß der deutsche Staatssekretär ermordet und der Diamant gestohlen worden ist. Der Chef der Genfer Kriminalpolizei nimmt sofort die Verfolgung der Mörder auf. Aber zugleich mit dem Diamanten wurde etwas gestohlen, wovon die Kriminalpolizei nichts weiß und auch nichts erfahren darf: ein zwischen dem deutschen und dem italienischen Außenminister geschlossener Geheimvertrag. Der Friede der Völker ist bedroht, wenn dieses Dokument in die Hände bestimmter Regierungen fällt. Ein junger Diplomat erhält den Auftrag, offiziell an den Nachforschungen nach dem Medlenburg-Diamanten teilzunehmen, seine geheime Mission aber ist, den Vertrag wieder herbeizuschaffen. In einer ebenso reizenden wie tapferen amerikanischen Journalistin findet er eine wertvolle Bundesgenossin. Und während es der Polizei rasch gelingt, den Diamanten wieder zur Stelle zu schaffen, werden die beiden im Verlauf der sich überstürzenden Geschehnisse in die gefährlichsten Abenteuer mit einer politischen Expressbande verstrickt. Von Seite zu Seite steigt die Spannung. Als schließlich die mutige Amerikanerin von den Verbrechern verschleppt wird, greift die Polizei ein. Die Bande wird nach einem aufregenden Kampfe in ihrem Bergneist unschädlich gemacht und ihr geheimnisvolles Haupt entlarvt. Zuvor hatte die finbige Journalistin schon auf verblüffende Weise den Vertrag in Sicherheit gebracht, der dem deutschen Außenminister zurückgegeben wird. Die beiden jungen Leute haben in ihren gemeinsamen Abenteuern etwas für sich noch viel Wertvolleres als das unter so vielen Gefahren wieder herbeigebrachte Dokument gefunden — ihr Lebensglück.

**Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Halle.**